

Marie Vieux-Chauvet: „Der Tanz auf dem Vulkan“

Eruption des Lebenshungers

Von Dina Netz

11.06.2023

Port-au-Prince, 1792: Die junge Minette macht durch ihre wunderschöne Stimme auf sich aufmerksam. Für die Tochter einer schwarzen Ex-Sklavin hat die Gesellschaft des damaligen Saint-Domingue, heute Haiti, einen der unteren Plätze vorgesehen. Doch Minette singt sich bis in die Titelrollen am Theater von Port-au-Prince und wird zu einer Symbolfigur für die Schwarzen, die gegen die französischen Kolonialisten aufbegehren.

Marie Vieux-Chauvet hat sich in ihren Romanen vor allem mit den haitianischen Gesellschaftsstrukturen während der US-Besatzungszeit Anfang des 20. Jahrhunderts und unter der Diktatur François Duvaliers auseinandergesetzt, die 1957 begann. In „Der Tanz auf dem Vulkan“ wendet sich die Autorin einer weiter zurückliegenden Epoche zu, die in gewisser Weise die Keimzelle der sozialen und politischen Missstände ist, die bis heute in Haiti herrschen. Marie Vieux-Chauvet erzählt von der haitianischen Revolution, die der Unabhängigkeit im Jahr 1804 vorausging.

Der Roman setzt im Juni 1792 ein. Haiti hieß damals Saint-Domingue und erwartete die Ankunft eines neuen französischen Gouverneurs:

„Seit zwei Stunden hielten bewaffnete Soldaten eine riesige Menschenmenge in Schach, in der Männer, Frauen und Kinder aller Hautfarben versammelt waren. Die Mulattinnen und schwarzen Frauen, die wie üblich ein wenig abseits standen, hatten sich größte Mühe gegeben, um mit der Eleganz der weißen Kreolinnen und der Europäerinnen zu konkurrieren.

Hin und wieder berührten die gestreiften oder geblühten Kattunröcke der affranchies im Vorübergehen demonstrativ die schweren Tafröcke und die duftigen gaules aus transparentem Musselin der Weißen. Die hier wie dort nur notdürftig von zarten, durchscheinenden Miedern verhüllten Busen zogen die erfreuten Blicke der Männer auf sich, die trotz der entsetzlichen Hitze an diesem Sommermorgen samtene Anzüge trugen, dazu plissierte Jabots, Gehröcke und, als sei das alles noch nicht genug, Westen. Unter ihren Lockenperücken schwitzten sie schlimmer als Sklaven. Welch ein Segen war es da, wenn die Frauen hochmütig ihre Fächer wippen ließen.“

Marie Vieux-Chauvet

Der Tanz auf dem Vulkan

Aus dem Französischen
von Nathalie Lemmens

Mit einem Nachwort
von Kaiama L. Glover

Manesse Verlag, München

496 Seiten

28 Euro

Allein diese Eingangsszene von „Der Tanz auf dem Vulkan“ enthält vier Fußnoten, deren erste erklärt, dass der pejorative Begriff „Mulattin“ beibehalten wurde, weil er die herablassende Haltung der weißen Oberschicht spiegelt. „Kreolen“ waren alle in der Kolonie Saint-Domingue geborenen Menschen. Als „affranchis“ wurden freie Farbige bezeichnet, in Abgrenzung zu den Sklaven. Und „gaulés“ waren leichte Kleider aus der Mode der weißen Frauen.

Saint-Domingue als Pulverfass

Vier Fußnoten in einem Absatz – das klingt komplizierter, als es sich beim Lesen erweist. Denn die Atmosphäre, die Marie Vieux-Chauvet erzeugt, vermittelt sich auch ohne die Anmerkungen: Saint-Domingue ist ein Pulverfass, die ausgelassene Feierstimmung beim Empfang des neuen Gouverneurs legt die Spannungen frei. Der „code noir“, der zumindest den freien Schwarzen die gleichen Rechte wie den Weißen einräumt, gilt bloß auf dem Papier. Von „Rache, Hass, Verachtung“ ist auf den folgenden Seiten die Rede.

In dieser angespannten Atmosphäre wachsen Minette und Lise auf, die Töchter einer freigelassenen Sklavin.

„Zwei kleine Mädchen, das eine zwölf, das andere zehn Jahre alt, gingen Hand in Hand nebeneinanderher. Sie waren barfuß, ärmlich gekleidet in ausgebleichte Kattunröcke und Mieder, die von Nadeln züchtig zusammengehalten wurden, und trugen das Haar offen. Mit ihrer goldenen Haut und dem langen Haar hätte man sie für zwei mittellose weiße Mädchen halten können. Doch wer genauer hinsah, bemerkte, dass schwarzes Blut ihren Zügen jenen besonderen Reiz, jene Spur von Andersartigkeit verlieh, die ein Weißer auf den ersten Blick erkannte.“

Die kleinen Nachtigallen

Für Mädchen wie Minette und Lise bieten sich in Port-au-Prince nicht viele Optionen - sie können Straßenverkäuferinnen werden wie ihre Mutter, betteln oder sich prostituieren. Für all diese Lebenswege gibt Marie Vieux-Chauvet anhand weiblicher Figuren Beispiele. Doch die Schwestern verfügen über ein Talent, das ihnen andere Möglichkeiten eröffnet: Sie sind beide außergewöhnlich gute Sängerinnen, in ihrem Viertel nennt man sie „die kleinen Nachtigallen“. Eine weiße Nachbarin, die am Theater von Port-au-Prince arbeitet, entdeckt die „Wunderkinder“ und gibt ihnen Gesangsunterricht:

„Ich will versuchen, mein Kind, und sei es nur in geringem Maße, jenes Böse wiedergutzumachen, das einige meinesgleichen anrichten.“

Parallel zur künstlerischen Ausbildung beginnt ein schwarzer junger Mann, Joseph Ogé, die Mädchen in schulischem Stoff zu unterrichten. Joseph wird über die Jahre für Minette und Lise zu einer Art älterem Bruder. Ihm legt Marie Vieux-Chauvet immer wieder politische Erläuterungen in den Mund, um Hintergründe zur Situation in Saint-Domingue Ende des 18. Jahrhunderts zu liefern. Diese etwas schulmeisterlich klingenden Exkurse wirken zuweilen wie Fremdkörper im ansonsten natürlichen Erzählfluss.

Die willensstarke Minette setzt sich in den Kopf, eine berühmte Opernsängerin zu werden. Tatsächlich macht sie eine rasante Karriere: Ihre Lehrerin benötigt dringend Geld und bietet

Minette dem Schauspielhaus als Sensation an. Ganz so uneigennützig handelt die Lehrerin also nicht – differenziert dargestellte Charaktere sind überhaupt eine große Stärke Marie Vieux-Chauvets.

Erste Triumphe

Die Theaterleute verstoßen gegen das Gesetz, indem sie eine Nicht-Weiße auftreten lassen, und dann auch noch in der Hauptrolle! Doch das Risiko zahlt sich aus:

„Wieder schoben sie die Vorhänge auseinander. Die von der Schönheit und dem Talent der Debütantin beeindruckten Zuschauer wurden allmählich unruhig. Geflüster erklang, man deutete mit dem Finger auf Minette. Der Gouverneur höchstpersönlich steckte, nachdem er leise mit dem Königlichen Intendanten gesprochen hatte, den Kopf aus seiner Loge und erkundigte sich laut und vernehmlich bei einem Offizier in der ersten Reihe: ‚Wer ist diese ‚junge Person‘?‘

Diese ergebnislos weitergereichte Frage fachte die allgemeine Neugier zusätzlich an. [...] Ein junger Offizier erhob sich von seinem Platz und schrie: ‚Bravo, ‚junge Person‘!‘ Man musste Minette auf die Bühne zurückschicken. Bei ihrem Erscheinen gerieten die Menschen außer Rand und Band und applaudierten stehend.“

Viele solcher Triumphe werden folgen. Denn obwohl die Information, dass Minette eine Affranchie ist, für Wirbel sorgt, bleibt das Publikum ihrer wunderschönen Stimme verfallen. Ihre weißen Bewunderer werden sich jedoch nie die Mühe machen, sich ihren Namen zu merken: Minette bleibt fast ihre ganze Karriere lang die namenlose „junge Person“. An ihren Lebensumständen ändert sich durch den Erfolg auch nichts. Eine Gage ist für sie nicht vorgesehen. Doch Minette weiß ihre Stimme als Druckmittel einzusetzen und erhält schließlich einen Vertrag. Allerdings wird sie um das ihr zustehende Geld wiederum kämpfen müssen.

Wachsendes soziales Bewusstsein

Die Ungerechtigkeiten, die ihr am Theater und in allen anderen Bereichen widerfahren, schärfen Minettes soziales Bewusstsein. Joseph versorgt sie mit den entsprechenden Lektüren, unter anderem mit Büchern von Jean-Jacques Rousseau. Außerdem kippt in Minette etwas, als die Mutter ihr ihre – aus Scham sorgsam verschwiegene – Vergangenheit als Sklavin offenbart.

Minette ist als Frau und als Mulattin doppelt ausgegrenzt in der Gesellschaft von Saint-Domingue. Durch einen Wutausbruch des Theaterleiters François Saint-Martin wird ihr klar, dass Diskriminierung nicht nur eine Frage von Geschlecht und Hautfarbe ist. Auch Schauspieler stehen am Rande. Minette erkennt

„die Ungerechtigkeit, unter der sie alle litten, eine Ungerechtigkeit, die nicht nur, wie sie früher geglaubt hatte, Menschen ihrer eigenen Rasse traf. In Saint-Martins Stimme hatte sie die gleiche dumpfe Auflehnung gehört, durch die ihr Joseph eines Abends in einem völlig neuen Licht erschienen war. Also konnten auch Weiße unter der Ungerechtigkeit der geltenden Ordnung leiden! Sie erinnerte sich daran, wie Joseph ihr einmal erzählt hatte, die größten Feinde der Plantagenbesitzer seien die landlosen Weißen. Waren Unzufriedenheit,

Hass und Auflehnung also in der ganzen Menschheit verbreitet und gärten nicht bloß unter den Schwarzen, die in Missachtung und Sklaverei gefangen waren?“

Was als naive Frage eines jungen Mädchens formuliert ist, ist in Wahrheit das, was Marie Vieux-Chauvets Roman literaturgeschichtlich so bedeutsam macht. Denn zwar erlebte Haiti die erste erfolgreiche Sklavenrevolution der Welt. Zwar war Haiti der erste unabhängige Staat der Karibik und die erste schwarze Republik. Doch diese Vorreiterrolle negierten die Kolonialmächte und die imperialistischen Vereinigten Staaten geflissentlich – und die westliche Geschichtsschreibung. Verschweigen, um keine Nachahmer hervorzurufen, war die Strategie.

Vereinnahmte Revolution

Literatinnen und Literaten dagegen haben sich der haitianischen Revolution durchaus zugewandt, Edouard Glissant, Victor Hugo oder Anna Seghers zum Beispiel. Doch haben haitianische Autorinnen und Autoren die eigene Revolution von 1804 als Thema lange Zeit gemieden. Die Romanistin Kaiama L. Glover vermutet in ihrem exklusiv für die deutschsprachige Ausgabe verfassten, aufschlussreichen Nachwort, wahrscheinlich liege der Grund darin, dass Haitis Herrscher die Revolution immer wieder für ihre Zwecke vereinnahmt haben. Wie zum Beispiel Diktator François Duvalier im 20. Jahrhundert, der die Schwarzen rücksichtslos vor seinen Karren spannte.

Marie Vieux-Chauvet war also nicht nur die erste Haitianerin, die dieser Revolution ein literarisches Denkmal setzte. Sie brachte auch die These auf, die der 1957 verbreiteten Sichtweise widersprach: dass nicht die ethnische Herkunft, sondern Klasse und Stand über die Lebensbedingungen entscheiden. Das durfte durchaus als Kritik am nach wie vor virulenten Rassismus in Haiti verstanden werden.

Differenzierte Charaktere

Folgerichtig begegnen sich im Roman keine guten Schwarzen und bösen Weißen, sondern Menschen in allen Schattierungen von Hautfarbe und Charakter. Obwohl das Personal zahlreich ist, bleibt man beim Lesen immer orientiert, weil die Autorin ihre Figuren so facettenreich, plastisch und lebendig beschreibt, dass sie sich einprägen. Gelegentlich erlaubt sich Marie Vieux-Chauvet eine Prise Süffisanz:

„Dennoch schüttelte der Marquis de Caradeux dem Gouverneur lächelnd die Hand. Auch wenn beide wussten, was sie von solchen Freundschaftsbekundungen zu halten hatten. Dem neuen Gouverneur war bekannt, dass die Mitglieder des Kolonistenzirkels schon mehrmals nach Frankreich geschrieben hatten, um sich über ihn zu beschweren. Als Männer von Welt verabscheuten der Marquis de Caradeux und der Gouverneur einander mit einem Lächeln.“

Die – neben Minette – faszinierendste Romanfigur ist Jean-Baptiste Lapointe, ein junger, vermögender Affranchi, in den sich Minette verliebt und den sie gleich mehrmals verlässt, weil sie nicht akzeptieren kann, dass er selbst Sklaven auf seiner Plantage hält und sie misshandelt. Er rechtfertigt sich so:

„Mein Leben lang habe ich darunter gelitten, zu sein, was ich bin. Mein Leben lang wurde ich beleidigt, verhöhnt, gedemütigt.“ [...] Im Gehen brach er einen Zweig von einem Strauch und schlug damit erregt gegen seine Hose.

„Das hier ist das Leben ...“ Er breitete die Arme aus, als wollte er eine riesige Masse umfassen. „Ja, das hier, zusammenraffen, so viel Geld wie möglich anhäufen, sich durch seinen Reichtum behaupten, Beleidigungen erwidern, so gut man es vermag, töten, schlagen, sich rächen und jede der kleinen Freuden ergreifen, die sich einem bieten.“ Sie sah ihn an. Trotz seines grimmigen Ausbruchs ging etwas Anziehendes von ihm aus, etwas Kindliches und Grausames zugleich. Bei den letzten Worten hatte er sich auf die Unterlippe gebissen, und seine herrlichen Zähne bildeten einen weißen Fleck vor seinem dunklen Mund.

„Ich hasse die Weißen und die Schwarzen gleichermaßen. Die einen verachten mich, und die anderen erniedrigen mich. Ich hasse diese Sklavin, die meine Mutter war, ihre Rasse ist verflucht.“

Obwohl Lapointes Ansichten und Verhalten sie abstoßen, kehrt Minette immer wieder zu ihm zurück. Sie flieht zu ihm vor den Demütigungen, die sie in Port-au-Prince erdulden muss.

Symbolfigur für Hoffnung und Ängste

Durch diese Liebesgeschichte macht Marie Vieux-Chauvet Minette zu einer Protagonistin aus Fleisch und Blut. Durch ihre Bühnenerfolge wird die Jugendliche ungewollt zur Symbolfigur für die Hoffnungen der Schwarzen und die Ängste der Weißen. Doch Marie Vieux-Chauvet beschreibt sie glaubhaft als junge Frau, die zwar aufsässig und stolz, aber keine Jeanne d'Arc ist, sondern auch verliebt und lebenshungrig.

Minettes politisches Engagement wächst in dem Maße, in dem die sozialen Spannungen zunehmen. In Zeitsprüngen, Raffungen und mit Fokus auf weiblichen Schicksalen beschreibt Marie Vieux-Chauvet den titelgebenden „Tanz auf dem Vulkan“, der schließlich zur Revolution führt.

„Der Vulkan, vor dessen Existenz die Kolonisten lange Jahre die Augen verschlossen hatten, war ausgebrochen. Seine Lava, seine Asche bildete die unüberschaubare Masse der Sklaven, die die Berghänge herabrann und wie von einem Krater ausgespuckt aus Ateliers und Wäldern quoll. Und ihre bewaffneten Hände schlugen zu, schlugen endlich zurück, ohne Erbarmen...“

Von den Grausamkeiten, die vor allem die weißen Plantagenbesitzer, aber auch alle anderen Bevölkerungsgruppen begehen, berichtet Marie Vieux-Chauvet in einem beinahe nüchternen Tonfall, der die Schrecken des revolutionären Gemetzels noch herausstellt.

Die Erzählstimme schwenkt immer wieder zu anderen Figuren, schaltet sich zwischendurch selbst ein, so dass ein nuanciertes, authentisches Bild der Gesellschaft von Saint-Domingue im späten 18. Jahrhundert entsteht. Dazu trägt auch bei, dass Marie Vieux-Chauvet die Figuren in ihrer jeweils eigenen Diktion sprechen lässt. Die Übersetzerin Nathalie Lemmens hat dafür überzeugende Entsprechungen gefunden:

„Ach, das a'me Waisenkind“, riefen die Frauen der Nachbarschaft in ihrem schleppenden Kreolisch, ‚de‘ ist nicht meh‘ zu helfen...“

Wegbereiterin des modernen Romans in Haiti

Viele haitianische Begriffe, für die es keine treffende deutsche Übersetzung gibt, hat Nathalie Lemmens im Original belassen und mit kenntnisreichen Anmerkungen versehen. Auch diese exotischen Termini tragen zur aufgeladenen Atmosphäre bei. Die sinnliche Dichte der Gerüche, Geräusche, Farben schlägt einem geradezu entgegen. Marie Vieux-Chauvets Stil wurde 1957 als innovativ gerühmt, sie gilt als Wegbereiterin des modernen Romans in Haiti.

„Der Tanz auf dem Vulkan“ ist eine atemberaubende Coming-of-Age-Geschichte, ein Bildungs- und Entwicklungsroman, eine historische Erzählung. Das Buch ist auch ein Denkmal, für die Revolution von 1804, aber auch für Minette, Lise, Joseph und viele andere. Denn sie sind realen Vorbildern nachempfunden, basierend auf einer Arbeit des haitianischen Historikers Jean Fouchard über das Theater von Saint-Domingue, in der er die Schwestern erwähnte.

Marie Vieux-Chauvet reiht sich ein bei der „littérature engagée“, die aus rassistischen Motiven begangenes Unrecht anprangert. Ihre humanistische Hoffnung legte die Autorin in ihrem ersten Roman „Töchter Haitis“, der von einer anderen Revolution erzählt, einem alten weisen Mann in den Mund:

„Wenn nur alle guten Willens wären, [...] dann wäre das Wort ‚Elend‘ in den Sprachen der Menschheit überflüssig. Ich bin mir sicher, dass wir selbst alles Nötige in uns haben, um die Völker miteinander zu versöhnen, um Kriege zu verhindern und den Hass auszulöschen. Dazu müssten die Menschen auf dieser Welt einander die Hände reichen und eine lange, lange, eine endlose Kette der Solidarität und Zuversicht bilden. Aber wir neigen eher dazu, uns gegenseitig zu kratzen, und daher sind unsere Hände, statt sich zu vereinen, nur noch erhobene Waffen.“

Vorbild für zeitgenössische Autorinnen und Autoren

Ihr Fokus auf die patriarchalen Strukturen macht Marie Vieux-Chauvet zu einer Pionierin feministischen anti-kolonialen Schreibens. Wobei ihre Kritik sich auch auf das Haiti erstreckte, in dem sie selbst lebte und das sie als kaum weniger ungerecht empfand als das historische. Denn der revolutionäre Erfolg von 1804 war nur ein kurzer Moment des Jubels, der Haiti vergönnt war. Bis heute ist der Karibikstaat von Rassismus, Korruption und Armut geprägt. Wiederkehrende Erdbeben und Epidemien verschlimmern die desolate Lage. Haiti zählt zu den am wenigsten entwickelten Ländern der Welt.

Viele zeitgenössische haitianische Autorinnen und Autoren nennen Marie Vieux-Chauvet als Vorbild. Kettly Mars, Edwidge Danticat, Yanick Lahens beispielsweise beziehen sich auf sie. Sie alle setzen sich mit der sozialen und politischen Gegenwart des kleinen, komplizierten Landes auseinander. Marie Vieux-Chauvet ist ihre Vorreiterin gewesen: indem sie anhand einzelner Frauenschicksale einen ebenso liebevollen wie gnadenlosen Blick zurück in die Geschichte richtete, in dem sich die Gegenwart bis heute spiegelt und bricht.